

denzen auseinandersetzt, die das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen. Hier könnte man sich die Frage stellen, ob V. mit seinem Plädoyer für eine weltoffene Kirche zwar bei jenen, die seine Sicht grundsätzlich teilen, auf offene Ohren stoßen wird, aber im Spannungsfeld von „konservativ“ und „progressiv“ innerhalb der Kirche nicht letztlich doch zu einer Verfestigung der Fronten beiträgt?

M. MAIER S. J.

KAMPHAUS, FRANZ, *Der Preis der Freiheit*. Anstöße zur gesellschaftlichen Verantwortung der Christen. Herausgegeben von Paul Deselaers. Mainz: Grünewald 1987. 173 S.

Das vorliegende Buch enthält Stellungnahmen, die Bischof Kamphaus in den letzten Jahren abgegeben hat: aufgrund der Wahrnehmung des Lebens in den Gemeinden des Bistums Limburg, aufgrund von Amtshandlungen, als Vorsitzender der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*. „Dabei ergeben sich gelegentlich auch gleichlautende Sätze und ähnliche Formulierungen, die bewußt beibehalten wurden, um den jeweiligen Kontext nicht zu beeinträchtigen“ (9). So sind auch Stellungnahmen bisweilen zweimal abgedruckt; etwa die Überlegungen zur Befreiungstheologie: einmal als Beitrag für die Herder-Korrespondenz (103–117), das andere Mal in der Form des Vortrags vor dem Deutschen Katholischen Missionsrat in Würzburg (118–130). Zeitlich erstrecken sich die Beiträge über fünf Jahre. Der erste stammt vom 11. Juni 1982, der letzte vom 27. März 1987. Einige der Beiträge sind weit bekannt geworden. So der Hirtenbrief zur Asylantenfrage (61–65) oder die Ansprache zum Festakt des Limburger Domjubiläums am 1. Sept. 1985 (89–91). Neben leichten und meditativen Texten steht die rechtlich sehr verwickelte Ansprache über § 218 StGB anlässlich einer Begegnung mit hessischen Landespolitikern (37–40). Neben ganz kurzen Ansprachen finden sich längere Vorträge. Auf drei davon möchte ich etwas ausführlicher eingehen. Der *erste* handelt vom Stellenwert der Caritas in der Gemeinde (47–60). K. geht davon aus, daß wir ein erstaunliches theologisches Wissen haben, aber nicht genügend handeln. „Kaum eine Generation hat so viel über das Neue Testament gewußt wie wir. Aber unser Kopf ist viel weiter als unser Herz. Unser Engagement erschöpft sich zumeist im Wissen. Wir meinen, die Auslegung der Bibel geschehe in Kommentaren, und wir vergessen, daß *die* Auslegung des Evangeliums unser Leben ist, sein sollte“ (48). Wir müssen also zur Diakonie als einer Grunddimension der christlichen Gemeinde zurückfinden. Dabei spielt die organisierte Caritas eine Rolle. Diese hat in den letzten Jahrzehnten in der Bundesrepublik Deutschland einen enormen Aufschwung genommen. Wir haben im Caritasbereich z. Z. 280 000 hauptamtliche Mitarbeiter. Dabei zeigen sich allerdings bedauerliche Entwicklungen an: eine Professionalisierung, eine Bürokratisierung und eine Anpassung an die staatlichen Strukturen. Um diese Fehlentwicklungen zu korrigieren, fordert K. eine Gemeinde, die selbst Subjekt der Diakonie ist. Das liegt auf der Linie dessen, was uns in der Pastoral heute bewegt: von der versorgten zur sorgenden Gemeinde! Eine solche Gemeinde hätte fünf Kennzeichen: 1. Sie nimmt die Not vor Ort wahr und schiebt nicht in jedem Fall nach einer Amtsstelle. 2. Sie stellt gesellschaftskritische Fragen auf der Gemeindeebene. 3. Sie versucht, ein Ort der Reintegration und Resozialisierung gefährdeter Menschen zu sein. 4. Diese Gemeinde lernt, mit den spezialisierten kirchlichen Diensten zusammenzuarbeiten. 5. Diese Gemeinde könnte der Ort sein, wo die Betroffenen selbst zur Sprache kommen. – Der *zweite* Beitrag, auf den hier kurz eingegangen werden soll, handelt vom Risiko der Freiheit (77–88). 1989 wird das Jahr sein, das uns an die Französische Revolution erinnert. Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit haben die neuere Geschichte Europas wesentlich geprägt. Aber diese Freiheitsrechte sind kaum mehr einlösbar. Arbeitsteilung, Konsumzwang, Bürokratisierung, Langeweile, Vergreisung, Überinformation und Unkultur bringen die Gesellschaft und die Durchsetzung der Freiheitsrechte in Verlegenheit. Was sind die Ursachen dafür? Diese sind vermutlich sehr vielfältig. Erinnert werden darf aber auch an den unglücklichen Versuch, sich – im Prozeß der europäischen Freiheitsgeschichte – aus der Hand Gottes zu befreien. „Das hat Folgen. Wer trägt uns dann, wenn wir der tragenden Hand Gottes über dem Nichts nicht mehr gewiß sind? Tragen wir uns selbst? Wir überheben uns gewaltig, wenn wir

auf einmal wie Gott sein wollen. Wir greifen nach den Sternen – und fallen schließlich aus allen Wolken. Die Heiden-Angst packt uns“ (83). Wenn unsere Freiheitsgeschichte nicht letztlich in Unfreiheit enden soll, müssen wir der Freiheit Grenzen setzen. K. bringt drei davon zur Sprache. Wir müssen unsere Freiheit durch Solidarität und Liebe begrenzen lassen. Wir müssen der technischen und wissenschaftlichen Maßlosigkeit Schranken setzen. Wir müssen die Schöpfung und die Wurzel unseres Daseins wahren. – In dem *dritten* Beitrag geht es um die Befreiungstheologie (103–117). Diese geht von der sog. Option für die Armen aus. Sie ist geprägt von der leibhaftigen Zuwendung zu den 70–80 Prozent der Bevölkerung Lateinamerikas, die unter menschenunwürdigen Bedingungen leben. Sosehr K. dieser Befreiungstheologie mit Wohlwollen gegenübersteht, so fordert er doch sechs notwendige Unterscheidungen: 1. Die pastorale Praxis ist wichtig, sie muß sich aber auch der theologischen Reflexion stellen. 2. Die realgeschichtliche Hermeneutik der Befreiungstheologie muß sich fragen lassen, ob sie nicht die bleibend gültigen theologischen Wahrheiten relativiert. 3. Das Wohl des Menschen ist noch nicht identisch mit Heil und Erlösung. 4. Zwischen Glaube und Politik ist zu differenzieren. 5. Die Rede von der strukturellen Sünde müßte personalistisch ergänzt werden. Sonst ist solche Rede ständig in Gefahr, das Geheimnis menschlicher Freiheit zu vergessen. 6. Die Marxismus-Rezeption in der Theologie der Befreiung darf nicht auf die Kirche übertragen werden. Dies würde deren Sakramentscharakter zerstören. – Das Buch von K. ist außerordentlich anregend. Es gibt Anstöße zum Nachdenken und zu einer entsprechenden Praxis. Wenn auch eine Kritik erlaubt sein sollte, dann diese: Bischof K. hat seine helle Freude an Wortspielen. Diese häufen sich aber zu sehr; einige wiederholen sich auch und bisweilen kann der Eindruck entstehen, auf diese Weise werde eine logische Argumentation „überspielt“.

R. SEBOTT S. J.

ELA, JEAN-MARC, *Mein Glaube als Afrikaner*. Das Evangelium in schwarzafrikanischer Lebenswirklichkeit (Theologie der Dritten Welt 10). Freiburg – Basel – Wien: Herder 1987. 197 S.

Alle Artikel in diesem Buch sind entstanden in der Zeit, in der der Verf. in der kargen Gebirgsgegend Nordkameruns unter seinen Landsleuten lebte. Aus der Sicht dieser mittellosen und ausgebeuteten Bauern wird der Versuch unternommen, sowohl die Stammestradition als auch die soziale Situation des unabhängigen und modernen Kamerun theologisch zu durchdenken.

Im 1. Teil reflektiert E. über die Quellen der eigenen Kultur, da eine afrikanische Theologie an einer Rückbesinnung auf die Wurzeln der eigenen Tradition nicht vorbeikommt. Diese ist zentriert um den Ahnenkult. Verf. warnt davor, diesen mit einer billigen Geisterverehrung zu verwechseln, sondern für ihn ist es der Ausdruck der einheitlichen Weltsicht des Schwarzafrikaners, für den Tod und Leben aufs engste zusammengehören. Der Verstorbene lebt in seinen Nachkommen weiter, während der Lebende für die Gestaltung seiner Gegenwart auf die Weisung der Alten niemals verzichten kann. Soll Christus ein integrierter Bestandteil im System der Beziehungen der Lebenden sein, muß er auch in einem direkten Verhältnis zu den Ahnen eingebunden sein. – Ebenso muß die Theologie eine neue Sprache finden, will sie relevant sein in der afrikanischen Kultur. Dies würde heißen: wegkommen von einer westlichen Lektüretadition und sich rückbesinnen auf die Oralität, die Form des Palavers, des Erzählens am Lagerfeuer, den ureigenen Reichtum von Symbolen und Festen. Dies kann nur entwickelt werden in einer lebendigen Auseinandersetzung mit den Leuten vor Ort. – Im 2. Teil versucht E. sich mit der sozialen Situation des Afrikas von heute auseinanderzusetzen: mit dem kolonialen Erbe, der sozialen Ungerechtigkeit und Armut. Exemplifiziert wird dies an der banalen Einsicht: „Der Hirsespeicher ist leer“. Dies hat seinen Grund nicht nur in ungünstigen klimatischen Bedingungen, sondern hat sehr viel zu tun mit landwirtschaftlicher Modernisierung, dem Anpflanzen von reinem Exportgut Baumwolle anstatt der lebenswichtigen Hirse, der ungerechten Bodenverteilung, der Ausbeutung des Landes durch die Stadt. Für den kleinen Bauern bedeutet dies nicht nur Hunger, sondern führt zur Zerstörung der Gesundheit und der einheitlichen Lebenswelt allgemein, zur Abwanderung in die Stadt, zur Auflösung familiärer Bindun-